



Feuilleton

Das Legat.

Novellette von A. Erhard.

(Nachdruck verboten.)

Er war Witwer geblieben und hatte einen kleinen Jungen von vier Jahren und drei Monaten.

Sein Leben, das an einem der äußersten Enden der Stadt, in einer dunklen, schlecht gepflasterten Straße gelegen war, bot einen finsternen und düsteren Anblick und stimmte den Beschauer traurig. Das einst schwarze Schild war vom Staub und dem Regen zum Teil ausgewischt, und die Gegenstände in den Fenstern, namentlich die Glaspolen, sahen gelb und schmutzig aus. An den Scheiben des Schaufensters stand in großen Buchstaben, die aber zum Teil schon erloschen waren: „Drogerie von P. Belou“, was Belous heißen sollte, denn den letzten Buchstaben hatten der Regen und die Feuchtigkeit ausgewischt.

Herr Belous war sechsunddreißig Jahre alt, und wenn man seinen langsamen, schleppenden Gang sah, so erriet man auf den ersten Blick, daß er sein ganzes Leben hindurch unglücklich gewesen war. Und in der Tat, das Schicksal hatte dem armen Teufel grausam mitgespielt. Wie er selbst mit düsterem Galgenhumor erklärte, hatte er nie Glück gehabt. Schon als Kind war er aus dem Elend nicht herausgekommen, denn sein Vater, der sich jeden Tag betrank, prügelte ihn beständig, und auch seine Mutter suchte sich für die schlechte Behandlung, die ihr von Seiten ihres Mannes zu teil wurde, dadurch zu rächen, daß sie den Jungen in jeder Weise mißhandelte. Auch später hatte er oft gehungert und unter freiem Himmel geschlafen. Trotzdem besaß er Energie, guten Willen und Mut.

Noch der arme Mensch hatte Pech. Hand er einmal eine Stellung, so machte sein Chef schlechte Geschäfte und mußte ihn entlassen, und so etwas passierte ihm nicht einmal, sondern 10-20mal, es war, als ob das Unglück sich an seine Fersen heftete.

Auch als er seine Militärzeit abtun mußte, war ihm das Schicksal nicht günstiger; er mußte die härtesten Arbeiten verrichten, und wenn irgend eine Strafe auszuweisen war, so wurde er sicher, daß er sie bekam.

Als er seine Zeit abgedient hatte, machte er sich wieder auf die Suche nach Arbeit.

Er betrieb mehrere Berufe, einen immer schwerer, als den andern, und alle gleich schlecht bezahlt. Dann verließ er Paris, trat als Auswanderer bei einem Apotheker in Versailles ein, wo er zwei Jahre blieb und von wo man ihn fortjagte, weil der Chef sich geirrt hatte, und ihn einer alten Dame Medikamente bringen ließ, die für einen Hospitaliten bestimmt waren.

Er kehrte nach Paris zurück, wurde Kommissionsärzter, doch an einem Tage, an dem Mitternacht lag, fiel er bei der Besorgung eines Eilbriefes hin und brach sich das Bein.

Man brachte ihn ins Hospital. Der Dienstarzt war zu einem Privatpatienten gerufen und kam nicht; einer der Assistenzärzte machte die Operation, und zwar so ungeschickt, daß der unglückliche Kommissionsärzter drei Monate später, als er das Hospital verließ, den Fuß nachschleppen mußte und für den Rest seiner Tage mit einem hinkenden Beine behaftet war.

Trotz dieses Gebrechens verliebte sich eine junge Witwe in ihn, bot ihm ihr Herz und ihre Hand an und außerdem noch eine Drogerie.

Belous konnte sich glücklich preisen. Das Geschäft ging zwar nicht besonders gut, aber man konnte davon leben; Madame Belous war hübsch, von sanfter Gemütsart.

Doch das Pech, das Belous seit seiner Geburt verfolgte, wollte auch jetzt nicht von ihm weichen, denn das Kind, das zur Welt kam, brachte der Mutter den Tod. Das war ein schrecklicher Schlag für den Vater, und ohne das kleine Wesen, das in seiner Wiege schreiend neben ihm lag, hätte er alles zum Teufel gehen lassen, denn er fühlte, daß das Unglück jetzt nicht mehr von ihm weichen würde.

Heute lebte er ruhig und still; vier Jahre waren bereits verflossen, und die Zeit hatte seinen Schmerz gemildert. Nur ein tiefes, leidenschaftliches Gefühl belebte ihn noch; er betete seinen Sohn an.

Dieser kleine Junge mit dem dicken Gesicht, dem roten Teint und den großen bummigen Augen, die wie zwei unpolierte Kieselsteine ausliefen, entzückte ihn. In seinen Augen war nichts so schön, so geistreich, wie sein Theodor. Wenn er mit seinen Händen durch das blonde, wirre Haar des Kleinen fuhr, so fühlte er, wie ein Schauer ihm über die Haut lief; eine eigentümliche Zärtlichkeit erfaßte ihn, und von der Gewalt der Vaterliebe hingerissen, er-

griff er den Kopf des Kleinen und überschüttete ihn mit heftigen Küssen.

Das war das einzige Interesse, das der arme Mann noch im Leben hatte, die einzige Zuneigung, die ihm blieb.

Hier waren seine Seele, sein Mut, sein Vertrauen auf die Zukunft. Was hätte er ohne Theodor auf Erden anfangen sollen?

Er hatte an den Wänden seines Zimmers Photographien von dem Kleinen hängen, die zu betrachten er nie müde wurde; farblose, schlechte Photographien, wie sie sich ein Arbeiter leistet, der mit einem Pfennig rechnen muß, die Belous aber wunderbar fand. Für sich sparfam bis zum Geiz, wurde er zum Verschwender, sobald es sich um seinen Sohn handelte.

Der Gedanke eines späteren Glückes, das ihm gestattete, alle Launen seines Kleinen zu befriedigen, ja dieselben noch zu übertreffen, quälte ihn beständig. Wie alle Leute, die viel entbehrt und schlechte Tage gekannt hatten, gab es für ihn auch kein Glück, das man sich nicht für Geld verschaffen kann.

Reich sein war für ihn das höchste Gut auf Erden, und viele Leute werden erklären, daß er nicht so ganz unrecht hatte.

Außerdem war er überzeugt, daß Theodor nicht imstande sein würde, den Kampf mit dem Leben und dem Elend aufzunehmen, aus dem er zum Teil als Sieger hervorgegangen war.

Um sein Kind diesem düsteren Abgrunde zu entreißen, sparte er, sparte und sparte. Dank diesem beständigen Geiz hatte er einen Tausendfrancschein beisite legen können. Dazu hatte er aber vierunddreißig Monate gebraucht.

Küchentlich rechnete er die Zahl der Jahre aus, die er brauchte, um nicht etwa ein Vermögen, sondern ein bescheidenes Guthaben, etwa eine Summe von zehntausend Francs, zusammenzuschaffen.

Alle Abende vor dem Schlafengehen machte er diese Rechnung aufs neue und zählte an den Fingern: tausend Francs, vierunddreißig Monate oder zwei Jahre zehn Monate, zweitausend Francs, fünf Jahre acht Monate, dreitausend Francs — viertausend — fünftausend — achttausend Francs und zehn Monate, um auf zehntausend Francs zu kommen.

Ganz gebrochen ließ er die Arme herniederhängen. Dann sagte er sich, es wäre weniger, und rechnete von neuem, um zu derselben Zahl von Jahren zu gelangen.

Ein Zufall sollte ihm zu Hilfe kommen. Ein Onkel der seligen Madame Belous starb in Lyon und hinterließ seinem Großneffen ein Legat.

Dieses Legat bestand in einem Hause in einem der schönsten Viertel der Stadt, das neunzigtausend Francs wert war und Jahr für Jahr viertausendzweihundertdreißig und vierzig Francs und fünfundsiebzig Centimes einbrachte.

Als Belous die Mitteilung des Notars empfing, glaubte er, vor Freude wahnsinnig zu werden. Er las und las den Brief von neuem und wagte nicht, seinen Augen zu trauen. Aber nein, da stand es mit deutlicher Schrift geschrieben und zwar auf einem Blatte, das die Bezeichnung: Kanzlei des Notar Charassat trug. Die Medaille hatte allerdings eine kleine Rehrseite, denn das Legat vermachte Theodor nur das Eigentum des Grundstückes, den Nießbrauch der Einnahmen hatte die Witwengüterin des Verstorbenen, eine Frau von 50 Jahren. Doch was schadete das, das war immerhin ein zukünftiges Vermögen, das jetzt zwar noch nichts einbrachte, sondern für das man noch bezahlen mußte; denn der Stempel für den Besitzwechsel, die Steuern und Eintragungen kosteten viel Geld. Alles in allem gegen fünftausend Francs. Belous hatte tausend, er borgte sich die übrigen viertausend, nicht ohne Mühe, zusammen und stellte Wechsel aus.

Jetzt mußte er sich noch mehr einschränken und noch eifriger sparen; doch das schadete nichts, die Zukunft würde ihn schon reichlich entschädigen. Dann hatte er auch wieder Vertrauen gefaßt, denn er sah, daß das Schicksal ihn nicht mehr so quälte und das Pech ihn verlassen hatte. Er sollte bald einen neuen Beweis dafür haben. Der Tag rückte näher, an dem er den ersten Wechsel von dreitausend Francs bezahlen mußte, und er hatte nur zweitausend in der Kasse. Nun hatte er am vorigen Tage aber eine größere Summe bekommen und konnte den Wechsel vollauf begleichen. Allerdings wollte er für dieses Geld Waren kaufen, deren er nötig bedurfte; doch er sagte sich, das Geschäft könne noch einige Zeit warten, die Kundschaft wäre nicht so zahlreich und hätte es auch nicht so eilig.

Es kam der zweite Wechsel. Diesmal mußte Belous prolongieren und konnte nur die Zinsen bezahlen. Dann wurden die übrigen Wechsel präsentiert, die auch prolongiert werden mußten, denen wieder die ersten folgten, die mit neuen Kosten belastet waren. Jetzt stürzte sich der unglückliche Mann, um die alten Schulden zu bezahlen, in neue, borgte überall, ging auf Wucherginsen ein und vernachlässigte seine Geschäfte. In größter Verlegenheit, aller Mittel bar, wußte er nicht mehr, wie er aus diesem Abgrunde herauskommen sollte, da fiel ihm plötzlich etwas ganz einfaches ein, an das er noch niemals gedacht hatte; er beschloß,

das Haus zu verkaufen, seine Gläubiger zu befriedigen und das übrige Geld in soliden und guten Papieren anzulegen. Sofort schrieb er an den Notar und bat ihn, sich nach einem Käufer umzusehen.

Dann erwartete er ungeduldig, aber hoffnungsfreudig die Antwort.

Dieselbe traf nach zehn Tagen ein. Der Notar hatte einen Käufer gefunden, der fünfundzwanzigtausend Francs bot. Fünfundzwanzigtausend Francs für ein Haus, das neunzigtausend, augenblicklich vielleicht sogar hunderttausend wert war.

Belous sprang wildend auf.

„Niemals, niemals gehe ich darauf ein!“

Wieder fiel er den Bucherern in die Hände und täglich kamen Gerichtsvollzieher und Exekutoren in sein Haus.

„Aber mein Gott“, rief er endlich, in Schlägen ausbrechend, „gibt es denn gar kein Mittel, aus der Verlegenheit zu kommen?“

Berzweifelt suchte er den Notar der Stadt auf, und dieser sagte zu ihm:

„Warum nehmen Sie denn keine Hypothek auf?“

„Ja, kann ich denn das?“

„Nun, gewiß, das Grundstück gehört Ihrem minderjährigen Sohne; nun gut, berufen Sie einen Familienrat und setzen Sie denselben Ihre Lage auseinander.“

„O, mein Herr, Sie reiten mir das Leben!“

Schnell berief er den Familienrat, setzte den Leuten seine Lage auseinander und erhielt die Erlaubnis, eine Hypothek bis achttausend Francs aufnehmen zu dürfen. Das war bis auf eintausend Francs gerade, was er schuldig war. Er glaubte sich gerettet, doch ach, noch war kein Jahr verflossen, da besaß er keinen Pfennig mehr. Die Zinsen für die achttausend Francs, seine Miete, die täglichen Ausgaben, so klein sie auch waren, hatten alles verschlungen. Das Geschäft ging nicht mehr, denn die Kunden, die jetzt schlecht bedient waren, waren einer nach dem andern abgegangen.

Der leere, düstere Laden, mit seinen kahlen Hähern, seinem schmutzigen Badentisch, seinen gekrümmten Mauern, der grauen Decke, erschien jetzt wie ein finsternes Loch. Das Schild war kaum mehr sichtbar, die meisten Buchstaben waren ausgewischt.

In dem Schlafzimmer herrschte dieselbe Trostlosigkeit. Die Möbel befanden sich zum Teil auf dem Reihhaus, zum Teil waren sie an Trödler verkauft. Die Einsamkeit, das schwarze Elend herrschte ringumher, es ging zu Ende. Belous fühlte das auch ganz genau. Wozu sollte er noch weiter kämpfen? Der Ausgang blieb immer derselbe. Eine neue Hypothek konnte ihn nur auf ein Jahr retten, dann ging es wieder von vorne an. Ein Verkauf konnte auch nichts nützen, denn heute, wo das Grundstück belastet war, war es viel weniger wert, wie früher. Er mußte sich in das Unvermeidliche fügen, er war unter einem schlechten Stern geboren, und nichts konnte ihm gelingen, ebensowenig wie seinem Sohn. Der Kleine hatte ebenso das Pech, wie sein Vater und würde, wie dieser, ewig unglücklich sein.

Eines Abends sahte der Arme einen Entschluß.

Er holte aus einer Schublade seines Ladens zwanzig Mohnköpfe, die er zwei Stunden hindurch in zwei Öfen Wasser kochen und dann kalt werden ließ. Dann entkleidete er den Kleinen, legte ihn in sein Bett, facht und fächelt wie eine Mutter es getan hätte, goß das Defekt in ein Glas, verführte es übermäßig mit Honig und reichte es Theodor mit den Worten:

„Trink, Kleiner, das schmeckt gut und wird Dir wohl tun.“

Als das Kind getrunken hatte, kühlte er es lange Zeit, ergriff den Kopf, in dem die Mohnköpfe schwammen und leerte ihn auf einen Zug. Dann lehrte er wieder zu seinem Sohn zurück und setzte sich ruhig auf das Bett und ergriff die kleine Hand des Knaben, die leise zitterte. Von Zeit zu Zeit neigte er sich über das Kind und murmelte: „Schlaf, Kleiner, schlaf.“

Gegen ein Uhr morgens bewegten sich seine Rippen zum letztenmal: „Schlaf, Kleiner.“

Aber diese Worte klangen schon schwach, und der Kleine lag in so tiefem Schlummer.

„Schlaf!“

Sein Kopf fiel heftig nach hinten über, und er blieb unbeweglich liegen.

Auch er war eingeschlafen und in das Land hinübergegangen, wohin ihm das Unglück nicht folgen konnte.

Operngläser, in jeder Preislage. Optische Anstalt C. Höhn (Zuh. C. Krieger), Langgasse 5. 6646

Schloss Burg Geld-Lotterie
Ziehung unwiderruflich schon am 2. u. 3. Sept.
Hauptgewinne baar: 60,000, 30,000 etc. Mk.
Loose à 3 Mk. (Porto und Liste 30 Pf. extra).
Wohlfahrts Geld - Lotterie
6607 Ziehung 28. September bis 2. October.
Loose à 3 Mk. 30 Pf. (Porto u. Liste 30 Pf. extra) empfiehlt
F. de Fallois, 10 Langgasse 10

Trauringe

Kein Laden. — Grosses Lager.

sowie alle

Gold-, Silberwaaren und Uhren

kaufen Sie sehr billig im

Etagengeschäft von Fritz Lehmann, Goldarbeiter
Langgasse 3, 1. Etage, an der Marktstrasse. 900

Sie ist vorzüglich!

Frau A. D. in Stuttgart schreibt:

„Nachdem ich seit einigen Jahren leinene, wollene und Flanel - Wasche mit Sunlight Seife in lauwarmem Wasser wasche, finde ich, dass die Seife ganz vorzüglich ist und ich mit derselben ausserordentlich zufrieden bin.“

Sunlight Seife



Nr. 202

(2. Beilage.)

Sonntag, den 30. August

1903.

Die Herrin von Kirby.

Roman von Ed. Wagner.

Fortsetzung

Wir wollen jetzt nicht über Lord Berry sprechen. — Das werden wir doch, unterbrach sie Buonarrotti. Es wird mir wohl freistehen, mit meiner Frau ein Wortchen über ihre Liebhaber zu sprechen. Das ist vorbei, entgegnete Helene schmerzlich. Lord Berry mag mein Freund sein, aber nicht mehr mein Geliebter.

Bis die Polizei so freundlich ist, mich wegzufangen und wieder nach Australien zu expediren, fiel ihr Buonarrotti hastig ins Wort; und man kann nicht wissen, wie bald so ein Spürhund mir auf den Fersen sitzt, weshalb ich für mich und meinen Freund eine sichere Zufluchtsstätte haben muß.

Schloß Kirby würde der passendste Ort für uns sein; denn Niemand wird ein Paar entsprungene Sträflinge in einem solchen Hause suchen.

Ich bitte Dich, mich als Gast im Schlosse aufzunehmen. Das ist nicht möglich! rief Helene. Ich selbst kann nur noch vierzehn Tage hier bleiben, da eine anderer Erbe sich gefunden hat und nach vierzehn Tagen Besitz von dem Schlosse ergreifen wird.

Was wird aber aus Lady Olla werden? fragte verwundert Buonarrotti.

Sie wird mit mir auf mein Gut gehen, wenn es ihre Vormünder erlauben.

Ach ja, Dein Gut! Ich kenne es sehr wohl, Dein Gut, Helene und gebe mit Dir dorthin.

Ein vortreffliches Versteck für Deinen verfolgten Mann, mein liebes Weibchen! Auf diese Weise bin ich vor einer Entdeckung gesichert! Unsere Heirath muß proklamirt werden; Du hast dadurch nichts zu befürchten, denn der Name Buonarrotti ist ein ehrlider; er ist durch meine Vergehen nie besleht worden, da ich ihn seit Jahren nicht geführt habe.

Ich will die Anzeige unserer Trauung so bald wie möglich in die Zeitungen setzen lassen.

Ich kann meine Zustimmung nicht dazu geben —

Und warum nicht? Sind wir nicht rechtsgültig getraut?

Das gebe ich zu; doch ich kann nie mit Ihnen als Ihre Gattin leben.

Das beanspruche ich auch nicht, entgegnete Buonarrotti gelassen, nur, daß wir unter einem Dache zusammen leben, und deshalb ist die Veröffentlichung unserer Heirath notwendig. Ich kann mir wohl denken, wie unglücklich Sie sich fühlen, daß ich Lord Berry durch einen kühnen Handstreich von Ihrer Seite gedrängt und nun die Stelle einnehme, die Sie ihm zugebach hatten.

Aber lassen wir jetzt alle Sentimentalität bei Seite, und fügen wir uns in die eiserne Nothwendigkeit; denn bedenken Sie wohl, wenn Sie sich weigern, mich in Ihrem Hause aufzunehmen und als Ihren Gatten anzuerkennen, so geben Sie mich meinen Häschern Preis und bringen über sich selbst Kummer und Schmach.

Beschützen und beschirmen Sie mich wie einen Schatz, und ich verspreche Ihnen, Sie niemals mit Bärtlichkeiten oder sonst wie zu belästigen.

Nachdruck verboten.

Ich weiß, daß Sie nicht viel auf mein Versprechen geben können, da ich, wie ich selbst gestehen muß, noch selten eines gehalten habe; aber diesmal können Sie sich auf mein Wort verlassen. Nun, gehen Sie auf meinen Vorschlag ein?

Das wäre schlimmer als der Tod!

Nicht doch! Ich gebe wohl zu, daß es Ihnen schwer werden wird, Mylady, mich stets um sich zu haben, doch werden Sie sich bald daran gewöhnen — willigen Sie also ein.

Ich kann nicht, sprach Lady Helene seufzend. Was würden die Leute dazu sagen? Niemand kennt Sie, Niemand hat uns je zusammen gesehen — und nun plötzlich eine öffentliche Heirathsanzeige! Das würde eine Erklärung erfordern, die sich kaum finden ließe.

Nichts leichter als das! rief Buonarrotti heiter.

Wir sagen einfach, daß ich ein früherer Geliebter von Ihnen bin, den Sie in Frankreich kennen lernten — und dies beruht ja auf Wahrheit, Lady Helene! —

Wir hätten uns vor Jahren getrennt, aber immer geliebt. Um Sie zu besuchen, kam ich nach Schloß Kirby, wo wir unsere alte Liebschaft erneuerten, eine Spazierfahrt nach Schottland machten und uns dort trauen ließen, damit kein Zufall uns wieder zu trennen im Stande sei. Nun gehen wir nach Ihrem hübschen Landhause, um unsere Flitterwochen dort zu verleben.

Ist das nicht ganz natürlich? Niemand kann sich darüber wundern, Niemand kann daran etwas Besonderes finden oder daran etwas zu mäkeln haben! In Ihrem Hause werden wir separate Zimmer bewohnen, uns nur sehen, wenn es der Anstand erfordert, oder wenn es unumgänglich notwendig ist; — kurz, wir werden uns vollständig fremd gegenüberstehen, während die Welt uns für das glücklichste Paar hält, welches die Sonne bescheint. Nun, was sagen Sie zu dem Vorschlag.

Lady Helene wandte ihr Gesicht ab und blickte einige Minuten nachdenklich zum Fenster hinaus.

Der Gedanke, mit ihrem Todfeind — mit einem Verbrecher unter einem Dache zu leben, war ihr entsetzlich; aber sie erblickte in dem Vorschlage gleichzeitig den einzigen Ausweg, auf dem sie der Schande und Schmach entgehen konnte.

Gut, sagte sie endlich mit schwacher Stimme, es mag sein, wie Sie sagen.

Setzen Sie die Anzeige in die Vespertagezeitung. Ich will Sie in meinem Hause aufnehmen, bedenken Sie aber, daß unsere gegenseitige Freundschaft nur zum Schein ist, und Sie niemals zu mir von Liebe sprechen dürfen. Solche Worte aus Ihrem Munde sind mir eine Beleidigung.

Buonarrotti athmete erleichtert auf und versprach ihren Befehlen genau nachzukommen.

Wann werden Sie Schloß Kirby verlassen? fragte er.

Es ist noch nicht bestimmt, jedoch nicht vor vierzehn Tagen, entgegnete Helene.

Sie müssen bis dahin bleiben, wo Sie sind, hierher können Sie nicht kommen, denn es würde für Sie hier mehr Gefahr sein wie anderwo — da die Advokaten jetzt täglich aus- und eingehen.

Mr. Herriol ist ein scharfsichtiger Mann und möchte Verdacht gegen Sie schöpfen. Suchen Sie sich so gut wie möglich zu verbergen, bis wir Kirby verlassen.

Und bis dahin werde ich Sie täglich besuchen.

Das dürfen Sie nicht, versetzte Helene bestimmt.

Aber doch einige Male in der Woche, es dient zu meiner Eiderkitt.

Lady Helene nickte zustimmend und sagte

Unter welchem Namen wurden Sie nach Australien gebracht? Vielleicht unter Lord Kinsley?

Buonarotti erschrock und blickte Helene eine Weile mißtrauisch an.

Diese begegnete seinem Blick fest und scharf.

Es thut nichts zur Sache, welchen Namen ich damals führte, erwiderte er.

Obwohl ich von Ihnen nichts fürchte, möchte ich Sie doch nicht zu viel wissen lassen. Ich will nun gehen, doch möchte ich Sie noch bitten mir zehn Pfund zu geben. Ich bin gänzlich mittellos.

Lady Helene nahm eine Beihpfundnote und reichte sie Buonarotti.

Dieser nahm den Schein kalt und entfernte sich nach kurzem Gruß.

Und an diesen Mann bin ich gefesselt! rief Helene seufzend. O, Himmel, erbarme dich meiner.

So habe ich eine sichere Zufluchtsstätte gefunden, murmelte Buonarotti, als er eilig das Schloß verließ.

Helene fürchtet mich und das ist mein Glück. Die Polizei mag das ganze Königreich nach mir durchsuchen, während ich als Lady Helenens Mann auf ihrem Landgute herrsche und es mir auf ihre Kosten sehr wohl gehen lasse.

Vielleicht gelingt es mir noch, ihre Liebe zu gewinnen; lieber aber ist es mir, wenn sie sich zu Tode grämt und mich im Besitze ihres großen Vermögens läßt. Eine schöne Idee das. Ich will doch sehen, ob es sich nicht durchführen läßt.

Unwillkürlich beschleunigte er seine Schritte; seine Augen funkelten und ein unheimlicher Ausdruck lag auf seinem Gesicht, welcher einem teuflischen Lächeln ähnlich sah.

Eins von Beiden, murmelte er weiter; entweder Lady Helene lernt mich lieben oder sie läßt mich bald als Wittwer und als reichen Erben zurück.

11. Kapitel.

Neue Enthüllungen.

Langsam verstrichen die Tage für Olla und Helene; aber ungeachtet ihrer trüben Lage hatte Erstere doch manche frohe und angenehme Stunde, denn ihr Verlobter, Lord Dalton, besuchte sie jetzt täglich und diese Besuche entschädigten sie reichlich für alle Sorgen, welche die bevorstehende Abtretung ihrer Besitzung ihr bereitere; zuweilen sah sie diesen Verlust sogar als ein Glück an, da ihr dafür ein viel größeres Glück zu Theil geworden, als Reichthum zu gewähren im Stande ist.

Außer Lord Dalton war ein fast täglicher Besucher im Schloß Kirby, Lady Helenens Gatte — Anthony Buonarotti, der freilich nicht so gern gesehen wurde, wie der Erstere.

Lady Helene ignorirte ihn fast gänzlich und er vermied es, mit Anderen zusammenzutreffen.

Am zweiten Tage nach der Verabredung mit seiner Gattin erschien in der Vespaster Zeitung die Heirathsanzeige und einige Tage später enthielt dieselbe Zeitung eine Notiz, in welcher die unerwartete Heirath der Lady Helene Cheberton mit Anthony Buonarotti näher besprochen und in dem Sinne erklärt wurde, wie es Buonarotti mit seiner Gemahlin verabredet hatte.

Dieser Notiz war die Bemerkung angeknüpft, daß der Bräutigam einige Jahre in Indien zugebracht und sich dort ein ansehnliches Vermögen erworben habe.

Am demselben Tage, an welchem die Zeitung diese Notiz enthielt, sprengte ein Reiter in den Schloßhof von Kirby, hielt vor dem Portal des Hauses an, sprang vom Pferde und warf die Zügel dem herbeieilenden Stallknecht zu, worauf er mit feberhafter Hast die breiten Stufen hinaufsteigte und in der Halle nach Lady Helene fragte.

Er wurde von dem Diener in ein Zimmer gewiesen, worauf dieser ging, um der Lady Helene den Besuch anzumelden.

Der Angekommene war Lord Berry, welcher in den wenigen Tagen sich bemerkbar verändert hatte.

Sein Gesicht war bleich und kummervoll, seine tiefliegenden Augen blickten wild umher und zeigten von ruhelosen, durchwachten Nächten. Aufgeregt schritt er im Zimmer auf und ab, bis endlich die Thür geöffnet wurde und Helene hereintrat.

Sie sah nicht weniger leidend aus, als er; nur waren ihre Bewegungen, im Gegensatz zu den seinigen, ruhig und schwer, als ob sie am ganzen Körper gelähmt sei.

Einen Augenblick standen sie sprachlos einander gegenüber; dann streckte Lord Berry die Arme nach ihr aus und rief:

Helene!

Diese machte eine rasche Bewegung, als ob sie seinem Rufe folgen und sich in seine Arme werfen wollte; doch sogleich sich bedenkend, fuhr sie zurück und sah ihn traurig an, indem sie sagte:

Ich darf nicht, Robert! Es ist alles vorbei zwischen uns — Alles — für immer!

Lord Berry's Gesicht verdunkelte sich. Er zog eine Zeitung aus der Tasche, hielt sie Helene hin und sagte, mit dem Finger auf jene Notiz deutend:

Das ist also wahr? Jener nichtswürdige Mensch ist Ihr alter Geliebter und Sie haben ihn als Gatten anerkannt? Thor! der ich war, daß ich an die Liebe und Ehre einer Frau glauben konnte.

Lady Helene taumelte einige Schritte zurück, als ob sie eine schwere, tödtliche Wunde erhalten hätte.

Lord Berry wollte in größter Aufregung das Zimmer verlassen, doch trat Helene, sich rasch ermannend, ihm in den Weg.

Robert, kannst Du in einem solchen Tone zu mir sprechen? sprach sie vorwurfsvoll. Kannst Du mit solchen Worten, mit solchen Gedanken von mir scheiden?

Lord Berry sah ihr fest in's Auge, und wie damals, als sie ihm ihre Liebe gestand, glaubte er in die Tiefe ihres Herzens blicken zu können.

Das war noch der herzliche, liebevolle Blick, nur noch inniger durch den Ausdruck des Kammers.

Wie waren ihre Züge so leidend, so schmerzzerfüllt, wie zuckten vor innerer Qual ihre bleichen Lippen! Aber konnte dies nicht Verstellung sein.

Kannst Du mir Aufklärung über diese Anzeige geben? fragte er hastig.

Ich habe die Notiz gelesen, flüsterte Helene. Die Zeitung wurde mir soeben gebracht. Meine Heirath wurde mit meiner Einwilligung veröffentlicht.

Ist es möglich? rief Lord Berry verwundert und Helene senkte ihre Augen vor seinen durchbohrenden Blicken.

Helene, fuhr er mit Bitterkeit in seiner Stimme fort.

Bis zu diesem Augenblicke habe ich Dir das größte Vertrauen geschenkt; ich hätte für jedes Deiner Worte mein Leben zum Pfande gegeben.

Ich glaubte dieses Anzeige sei das Machwerk jenes Schurken.

O, wie habe ich mich in Dir getäuscht! Hier legst Du vor aller Welt das Geständniß ab, daß Du mit einem Abenteurer, von dem Niemand weiß, wer er ist, und woher er kommt, schon vor Jahren bekannt gewesen bist und ihn im Stillen geliebt hast, während Du mir vor wenigen Tagen sagtest, Du liebst mich! Liebe, Da, Du weißt nicht, was Liebe ist! Du kennst die heilige Bedeutung des Wortes nicht!

Halt ein, Robert! rief Helene, all ihre Kräfte zusammennehmend.

Fest preßte sie die Hände auf ihre wogende Brust, die ihr zu springen drohte und blickte stehend zu dem Geliebten empor, der ihr so bittere und unverdiente Vorwürfe machte.

Ich liebe den Mann nicht, der mein Gatte ist, fügte sie mühsam hinzu.

Du liebst ihn nicht, und hast doch Deine Einwilligung zur Veröffentlichung der Notiz gegeben?

Ich war dazu gezwungen, Robert. Ich wiederhole es, daß ich diesen Menschen nicht liebe, sondern ihn hasse und — fürchte.

Und Du liebst mich Helene?

Ja, Robert, ich liebe Dich!

Wie mit einem Zaubererschlage schwanben die Wolken von Lord Berry's Stirn und helle Freude überzog wie klarer Sonnenschein sein Gesicht.

Rasch trat er zu ihr und erfaßte mit Heftigkeit ihre kalte, zitternde Hand.

Helene! rief er freudig, wenn Du mich liebst, so ist noch nicht alles verloren. Ich habe in diesen Tagen mit sämmtlichen Novolaten in Vespast gesprochen und ihnen die ganze Heirathsgeschichte erzählt.

Einige halten die Trauung für gültig, Andere dagegen, und zwar die Mehrzahl glauben, daß sie ohne Schwierigkeiten aufgehoben werden kann, besonders da Du ihn von vorne herein nicht als Deinen Gatten anerkannt hast —

(Fortsetzung folgt.)

Wie eine Wette gewonnen wurde.

Aus dem englischen Eisenbahnleben, von B. Heller.

(Schrup.)

(Nachdruck verboten.)

„Wir schüttelten uns kräftig die Hände und ich dankte ihm herzlich, worauf er sich entfernte. In meiner vergnügten Stimmung mußte ich laut aufschauen, denn die fünfundsiebenzig Pfund waren mir sicher. Auch sonst würden wir gewonnen haben, jetzt aber erst. — na, Sie können es mir glauben, es war mir ernst, als ich tags darauf mit unserem Lokomotivführer und Geizer sprach. Auch die freuten sich so wie ich mich über unsere guten Aussichten, und als der Ober-Betriebsinspektor seine letzte Instruktion vor der Abfahrt mit den Worten schloß: „Aut Euer Allerbestes“, da war jeder von uns überzeugt, daß wir die Wette gewinnen müßten.“

„Unter einem tosenden Beifallsturm und ermunternden Zurufen von Tausenden von Zuschauern, die sich an jenem Abend auf dem Bahnsteig eingefunden hatten, fuhren wir aus dieser Halle hinaus, dem feinen Aberdeen zu. Unser Zug bestand aus der Maschine mit Tender, — daß das die beste war, die die Gesellschaft überhaupt hatte, brauche ich wohl nicht erst zu sagen — fünf Wagen und einem Gepäckwagen. Wie viel Passagiere wir hatten, vermag ich nicht mit Sicherheit anzugeben, ich glaube aber, daß es deren zweiunddreißig waren. Ich hatte selbstverständlich einen Fahrzettel bei mir, der angab, wo und wie lange wir halten sollten, wann wir an den einzelnen Stationen einzutreffen hatten und bei dessen Ausarbeitung alle möglichen Zufälligkeiten in Betracht gezogen waren.“

„Kaum waren wir aus dem Bahnhofe hinaus, als wir auch schon mit vollem Dampfe losfuhren. Mit einer Geschwindigkeit von zweiundsiebzig Meilen die Stunde passierten wir Peterborough, eine Minute, bevor wir dort fällig waren. Weiter ging es durch Grantham, Doncaster und Selby bis nach York, wo wir etwa zwei und eine halbe Minute vor der fahrplanmäßigen Zeit eintrafen.“

„Zum ersten Male, seitdem die Bahn besteht, hielt der Schnellzug nicht in York und weiter ging unsere rasende Fahrt durch Darlington und Durham nach Newcastle zu. Bei dem ungeheuren Verkehr, der sich zwischen York und Newcastle bewegt, muß bekanntlich auf diesem Teil der Strecke mit ganz besonderer Vorsicht gefahren werden. Zu meiner großen Freude brauchten wir aber dieses Mal unsere Geschwindigkeit gar nicht zu verlangsamen, und als wir auf zehn Minuten endlich auf dem Bahnsteige zu Newcastle hielten, lächelten der Führer und ich uns verständnisinnig zu, denn schon hatten wir die Reise um fünf Minuten rascher zurückgelegt, als je ein Zug vorher.“

„Um meine Geschichte kurz zu machen, kann ich nur sagen, daß bis Edinburgh, über die Forthbrücke, über die Taybrücke so lange alles gut ging, bis wir schon Aberdeen fast in Sicht hatten. Als wir an den eingleisigen Teil der Strecke, von dem ich vorher gesprochen habe, kamen, sah ich auf meine Uhr und gewahrte zu meiner großen Freude, daß wir bereits fünfzehn Minuten im voraus waren. Besser als bisher hätte es gar nicht gehen können, und unsere Geschwindigkeit betrug jetzt fast achtzig Meilen die Stunde.“

„Jetzt ging es auf den letzten Teil unserer Reise. Kaum hatten wir ein paar Meilen zurückgelegt, als es mir so schien, als ob unsere Geschwindigkeit sich um etwas verringerte. Noch war keine weitere Meile durchfahren, als meine Wahrnehmung immer deutlicher wurde, und als ich das schrille, ängstliche Pfeifen der Lokomotive hörte, wußte ich, daß die Signale gegen uns waren. Es war im höchsten Grade ärgerlich, so aufgehalten zu werden, und noch dazu so nahe dem Ziel.“

„Was mochte wohl dem Wärter am Signalmast eingefallen sein? Er hatte doch klare Befehle erhalten, die keinen Zweifel aufkommen ließen. Unser Zug verlangsamte seine Geschwindigkeit immer mehr, bis wir endlich kurz vor dem verdamnten Signalmaste zu einem gänzlichen Stillstande kamen. Da auf unser wiederholtes Pfeifen gar nichts erfolgte, wollte ich mich schon auf den Weg machen, um selber zu sehen, was denn eigentlich los sei, als ich bemerkte, daß der Bahnwärter uns eine Laterne mit weißem Licht entgegen hielt. Langsam fuhren wir an ihn heran. Negerisch stellte ich ihn zur Rede; auf das entschiedenste beteuerte er jedoch, daß er das Signal auf „Strecke frei“ für uns gestellt hätte, und wollte seinen Augen kaum trauen, als er selbst sich überzeugte, daß es jetzt auf „Halt!“ stand. Er verwirte mich, über diese ihm unerklärliche Abänderung

Nachforschungen anzustellen, und wir setzten unsere Reise fort, bei der wir bald unsere alte Geschwindigkeit erreichten. „Aber wenn wir auch unter vielem Schnauben und Prüften unserer guten Maschine wenigstens noch fünf Minuten vor unserer fahrplanmäßigen Zeit in den Aberdeener Bahnhof einfuhren, so kamen wir doch schon zu spät. Das verdamnte Halt auf der eingleisigen Strecke hatte uns „geliefert“, denn zu unserem Schreck sahen wir schon auf einem anderen Geleise den Zug der „London und Nordwestlichen“ halten, der drei Minuten vor uns eingelaufen war. Ohne diesen unangenehmen Zwischenfall mit dem falsch gestellten Signal hätten wir ihn sicherlich „geschlagen“. So aber hatten wir wohl den „Reford“ gebrochen, aber auf die Ehre des Sieges mußten wir verzichten.“

„Selbstverständlich wurden sofort über die Ursachen unseres unerwünschten Aufenthalts Nachforschungen angestellt, und es stellte sich auch heraus, daß den Bahnwärter am Signalmast keine Schuld traf. Gleich nach dem Passieren des letzten nordwärts bestimmten Zuges, der vielleicht eine Stunde vor uns die Strecke durchfuhr, mußte sich jemand mit den Drähten zu schaffen gemacht haben, denn dieselben waren verwirrt, und auch der Hebel am Signalmaste funktionierte nicht mehr. Nun konnte sich der Bahnwärter auch erinnern, daß er am Tage vorher einen fein gekleideten Herrn die Strecke habe entlang gehen sehen und daß dieser Herr sogar noch später, als es bereits Abend geworden war, denselben Weg gegangen war. Er mußte jedoch bezweifeln, ob er ihn wieder erkennen würde. Die „Gesellschaft“ erklärte sich bereit, eine hohe Belohnung dem zu zahlen, der ihr über diesen geheimnisvollen Fremden und über die rätselhafte Aenderung des Signals nähere Mitteilung machen konnte, und obgleich man auch die gewiegtesten Detektives aus London kommen ließ, so konnten auch diese nichts ermitteln, und die Sache blieb unaufgeklärt.“

„Nachdem ich bereits die Heimreise angetreten hatte und einige Tage vergangen waren, fiel es mir auf, daß mein Besucher nicht noch einmal bei mir vorsprach oder mir einen Brief schrieb, denn ich fürchtete, daß er mir Vorwürfe machen würde, weil ich ihn, wenn auch wider mein Wissen und Willen, getäuscht hatte. Und ich bekenne es offen, daß ich den nächsten Tagen mit Angst und Bangen entgegen sah, denn ich fürchtete mich, dem Herrn zu begegnen.“

„Ungefähr vierzehn Tage später erhielt ich zu meiner Ueberraschung einen eingeschriebenen Brief aus New-York, der folgendermaßen lautete:

„Geehrter Herr James! Dank Ihrer gütigen Mitteilung über die „fiktivste“ Strecke Ihrer Linie nach Aberdeen waren wir imstande, unseren Plan zu einem glücklichen Ende zu führen. Sie müssen nämlich wissen, daß wir gewettet hatten, die „London und Nordwestliche“ würde gewinnen, nicht, wie Sie glaubten, die „Große Nordbahn“. Dementsprechend mußten wir unsere Mahregeln ergreifen. Den kleinen Bären, den ich Ihnen damit aufgebunden habe, daß ich Ihnen erzählt habe, wir hätten auf Ihre Linie gewettet, werden Sie mir hoffentlich ebenso verzeihen wie den Umstand, daß ich mich Ihnen gegenüber als Mitinhaber der Firma B. & Co. ausgegeben habe. Ich bedaure aufrichtig, daß Ihnen die in Aussicht gestellte Belohnung entging; um Sie hierüber zu trösten, erlaube ich mir, Ihnen gleichzeitig mit der Versicherung meines herzlichsten Dankes für freundschaftlich gewährte Informationen drei Fünf-Pfund-Noten zu überreichen, — für jeden von Ihnen eine. Und gestatten Sie mir noch, mein lieber Herr James, daß ich mir zum Schlusse die Freiheit nehme, Ihnen einen kleinen Rat zu erteilen: Ein andermal seien Sie Fremden gegenüber mit Ihren Mitteilungen etwas zurückhaltender. Nun, leben Sie wohl. Meine Adresse lasse ich Sie nicht wissen, denn das Geld, das ich bei der Wette gewann, wird mich eine Weile lang über Wasser halten.“

Ihr ganz ergebener

J. B.

„Wer dieser J. B. war, hat niemand erfahren, da wir natürlich der „Gesellschaft“ gegenüber über diese Geschichte reinen Mund hielten. Für mich aber war das eine Lehre, und seitdem — das können Sie mir glauben. — Aber die Maschine gibt das Abfahrtsignal, und los geht sie auf ihre lange Reise nach Norden. Und ich muß auch gehen, denn den nächsten Zug begleite ich. Adieu, mein Herr.“





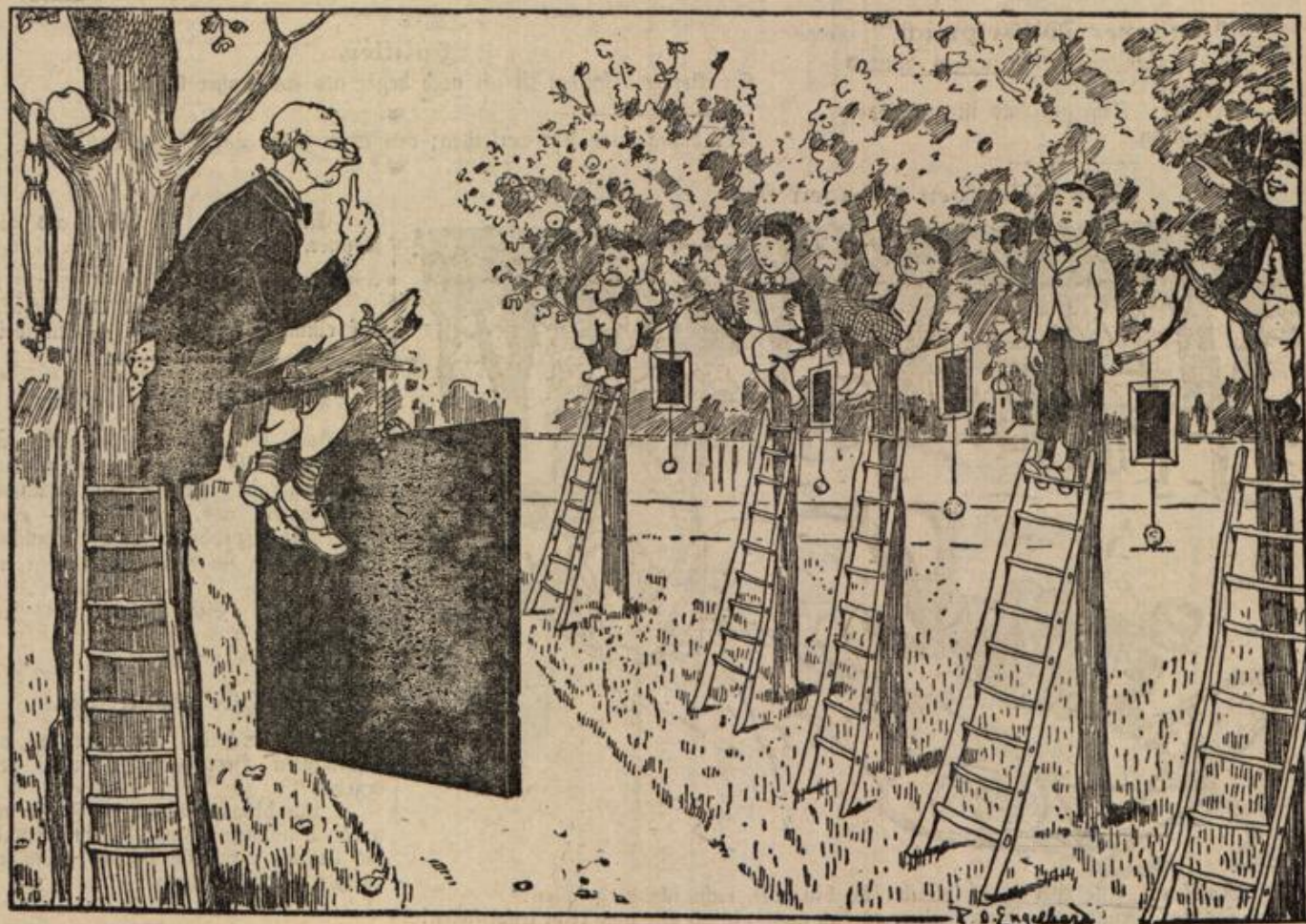
Beilage zum Wiesbadener General-Anzeiger

(Alle Rechte für sämtliche Bilder und Texte vorbehalten. Abdruck verboten.)

Berechtigte Frage.

Zwei Herren gehen hinter einer jungen Dame her. Der letzteren entfällt das Taschentuch, ohne daß sie es bemerkt. Ein Herr nähert sich der Dame und fragt: „Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, soll ich das Taschentuch aufheben, oder mein Freund?“

Die „Baumschule“



nach der Vorstellung des kleinen Papi.



Schaffner: „Wann, Sie müssen hier 'raus, das ist Frauenabteil.“
Herr Leberecht: „Siehste, Bauline, da heerschdes wieder, daß ich ä Mann bin!“

Scheinbarer Widerspruch.

„Wie finden Sie des jungen Autors neues Lustspiel?“
Kritiker: „Sehr gut, das ist entschieden ernst zu nehmen.“



„Es ist doch eigentümlich, daß uns gerade die kleinsten Dinge auf der Welt die größten Schwierigkeiten bereiten!“

„Fast recht, Cousinchen, gestern abend erst wieder sah ich's deutlich — das Haus fand ich ganz leicht — bloß das Schlüßelloch konnt' ich nimmer finden!“

Splitter.

Ein kleiner Skandal ist oft noch besser als ein großer Erfolg.

Der Rang wird Dir verliehen; den Wert mußt Du Dir geben!

Wer den Schaden hat . . .



Radler: „Alle Wetter, ich glaube, ich bin eben recht schwer gefallen!“

Dame: „Nicht doch, Herr Müller, es sah aus, als ob Sie noch recht leicht fielen!“

Ein Gönner ist besser als zehn Könner.

Den einen zermalmt das Schicksal auf einmal, den andern — stückweise.

Verzeihliches Mißverständnis.

Herr Gildenstern, der in einer Straßsacke als Zeuge geladen war, kommt gerade nach Hause, während seine Gattin vor dem Spiegel einen neuen Hut ausprobiert. „Du, Männchen! sieht er?“ ruft sie dem Eintretenden entgegen.

„Nein! Sie haben ihn freigesprochen!“

Höchste Loyalität.

„Der Schulze ist seinem angestammten Herrscherhause wohl sehr ergeben?“

„Allerdings! Wenn der Fürst 'mal unser Städtchen besucht, möchte Schulze am liebsten für seine Person allein ein ganzes Spalier bilden.“



eidt — hollah —
Du Recke fähn!
Wohin — was gibt's —
Was birgt Dein Sinn?

Was drückt Dein Herz —
Weshalb die Eil'
Auf flinkem Roß
Just wie ein Pfeil?

Entfährst Dein Lieb
Des Buhlen Trug?
O hemm' des raschen
Rosses Flug!

Suchst Du den Wicht,
Der Dir geraubt
Den Schatz, den Du
In Hut geglaubt?

Sahst Satan Du
In Waldesnacht
Mit Bocksfuß
Und der Teufelspracht?

Hat Dir der Feind
In Uebermacht
Mit scharfem Schwert
Tief Weh gebracht?

Kam ungeahnt
In's Haus zu Dir,
Der Schwiegermutter
Preis und Zier?

"O nein" — so klingl's —
Aus dem Vister;
Der Sternwirt hat
Heut frisches Bier!"



Eine echte Eva.

Er: "Ich glaube doch, Eva war im
Paradies recht unglücklich."

Sie: "Weshalb denn?"

Er: "Weil sie nichts besaß, sich zu
putzen."

Sie: "Für wen sollte sie sich denn
putzen?!"



Malitios.

"Warum weichen
Sie mir immer aus,
Fräulein, halten Sie
mich für den Wolf im
Schafspelz?"

"O nein, fürs Gegen-
teil!"

Druckfehler.

Mit drei Schweinen und fünf Kälbern im Wagen (Wagen) kehrte
der Schlächter vom Viehmarkt zurück.

Illustriertes Sprichwort.



Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil.

~ Günstige Gelegenheit. ~



„Da steht's, im November kommt der Komet, und da geht die Welt unter.“
 „Da könnt' man ja ein lebenslängliches Zuchthaus riskieren.“

Höchste Exklusivität.

Gardeleutnant von A.: „Schwester von mir heiratet demnächst
 adeligen Hauptmann — leider nur von der Linie.“
 Gardeleutnant von B.: „Und was sagt Ihre Familie zu der Resalliance?“

~ Unerwartete Antwort. ~



„Du bist betrogen, alter Freund, Dein Frauchen dort sah ich gestern mit Deinem besten Freund, dem Assessor, recht
 animiert im Tiergarten lustwandeln.“
 „Du närrischer Kerl, der ist ja gar nicht mein bester Freund.“

Frauenemancipation.

Gleiches Wirken, gleiches Leben,
 Gleiche Freuden, gleiche Plag'
 Ist das zeitgemäße Streben
 Un'rer Frauen heutzutag'.

Arme Männer, welche Qualen,
 Bringt euch dann der Liebe Glück,
 Nach den Gretchen-Idealen
 Spät vergebens euer Blick!

Laßt mich schweigen, o, ihr Götter,
 Peinlich wär' es, liebt ein Mann
 Einen weiblichen Trompeter,
 Der ihm stets was blasen kann.

Oder, wenn der Advokatin
 Golde Reize ihn entzückt,
 Muß er fürchten, daß sie ihm dann
 Die Expensen-Note schickt.

Oder folgte er errötend
 Einer Ärztin süßer Spur,
 Nähm' sie als Versuchsaninchen
 Ihn für Rußbazillen nur.

Von der Mühe laßt mich schweigen,
 Räm's dem Jüngling in den Sinn,
 Liebeglühend nachzusteigen
 Einer Rauchfangkehrerin!

Ignaz Bauer